Medien

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **GZ in Kontakt : Gehörlosenzeitung für die deutschsprachige Schweiz**

Band (Jahr): **87 (1993)**

Heft 15-16

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gehörlose verlangen Anerkennung

Text: Gabrielle Herrmann, erschienen am 9. Juli im Tages-Anzeiger

Die Ohrenärzte haben ein Hörgerät entwickelt, das durch die Hörschnecke direkt auf den Hörnerv geht. Die IV übernimmt die Kosten, die Eltern hörbehinderter Kinder sind begeistert. Einzig die Gehörlosen selbst scheinen von dieser Segnung der Medizin nichts wissen zu wollen. Sie empfinden den medizinischen Eingriff als frontalen Angriff auf ihre Identität und ihr Selbstwertgefühl als kulturelle Minderheit.

«Nach zwölf Jahren Taubheit höre ich wieder Geräusche und Stimmen, zum Beispiel habe ich erstmals meine Kinder sprechen gehört.» Die wenigsten Gehörlosen teilen die Begeisterung dieses Mannes, der sich ein Cochlear-Implantat (CI) einsetzen liess. Das Gerät verwandelt Gehörlose in stark Schwerhörige. Es ist in der Schweiz seit 1977 etwa 65 Ertaubten, davon rund zehn Kindern, implantiert worden.

Bei diesem relativ neuen Hörgerät werden Elektroden ins Innenohr, in die Hörschnecke (Cochlea) gezogen und an die Endigungen des Hörnervs geführt. Sie sind an einen äusserlich getragenen Prozessor angeschlossen, der die Schallwellen in elektrische Impulse umwandelt und so den Hörnerv anregt. Das Implantat samt Prozessor kostet 35 000 Franken, die Operation samt nachfolgender Schulung und Therapie an die 80 000 Franken. Die Träger des neuen Hörgeräts müssen eine neue Hörtaktik erlernen, um die Störgeräusche so gut als möglich auszublenden. Die Kosten übernimmt die Invalidenversicherung (IV).

Vier von fünf CI-Trägern sind zufrieden, gar begeistert von dem Gerät. Zu den 20 Prozent, denen die Operation nichts gebracht hat, gehört Tina Aeschbach: «Als ich das CI benützte, wurde ich ziemlich orientierungslos. Zum Beispiel konnte ich nicht mehr unterscheiden zwischen den Geräuschen aus meinem Innern und jenen der Aussenwelt.» Die junge Frau brachte 1675 Unterschriften zur Konsensus-Konferenz über Cochlear-Implantate, die im März am Universitätsspital Zürich stattfand. Die Unterschriften stammten überwiegend von Gehörlosen, die einen Verzicht der CI-Operation bei Kindern forderten, weil Kinder die Tragweite dieses Schritts noch nicht beurteilen könnten. Gehörlose waren an diesem Märztag aus der ganzen Schweiz angereist und demonstrierten vor dem Spital mit Lautsprechern und Spruchbändern: «Hörende immer uns bestimmen, unterdrücken, unterdrücken, unterdrücken. Jetzt genug gelitten, wann wir endlich besser leben?» Derweil konferierten drinnen Ärzte und Vertreter des Bundesamts für Sozialversicherung, und auch die Betroffenen kamen kurz zu Worte; ein Konsens kam jedoch nicht zustande.

Bedürfnisse missachtet

Die implantierte Hörhilfe gibt einem Konflikt neuen Stoff, der seit einigen Jahren zwischen den Gehörlosen, den Eltern hörbehinderter Kinder und den Spätertaubten und Schwerhörigen schwelt. Auf der einen Seite stehen die Eltern, die ihrem hörbehinderten Kind Integration in die Familie und die hörende Gesellschaft (ein Leben wie ihr eigenes) ermöglichen möchten. Eine ähnliche Position vertreten die Spätertaubten und Schwerhörigen, die meist als Kinder ohnehin in die hörende Gesellschaft sozialisiert wurden. Dieser Politik widersetzen sich die Gehörlosen: Sie sind durch die orale Erziehung hindurchgegangen und haben erfahren, dass ihre eigenen Bedürfnisse, die emotionalen wie die intellektuellen, dabei völlig auf der Strecke bleiben.

Katja Tissi und Ruedi Graf sind beide um die dreissig. Sie ist Leiterin der Gebärdenarbeit und er ist Animator der Beratungsstelle für Gehörlose in Zürich. Sie gingen durchs Gehörloseninternat mit der Vorstellung, wenn sie erst gross seien, würden sie sprechen können wie ihre hörenden Erzieher. «Die Lehrer haben uns nie unsere Probleme gezeigt oder uns darauf vorbereitet. Sie haben einfach Sprache gebüffelt mit uns. Dadurch hatten wir das Gefühl, mit dieser Sprache kommt einmal alles gut», sagt Katja Tissi. «Unter den Gehörlosen fühlte ich mich absolut normal. Erst als ich aus der Schule kam und in die Lehre eintrat, wurde mir bewusst, dass ich absolut anders bin – ich gehöre nicht dazu!»

Das strenge Sprech- und Hörtraining an den noch heute überwiegend oral unterrichtenden Gehörlosenschulen geht auf Kosten der Wissensvermittlung und führt zum kläglichen Erfolg, dass Gehörlose die Schule mit dem Sprachniveau eines Viertklässlers und einem Wortschatz von 20 bis 25 Prozent verlassen. Damit schaffen sie den Sprung in die qualifizierten Berufe nie.

Gegen Anpassungsdruck

Die jüngere Generation der Gehörlosen ist selbstbewusst geworden. Sie hat begonnen, die lange idealisierte hörende Gesellschaft kritisch zu beobachten und die eigene Situation zu beleuchten. Angelpunkt dieses gemeinsamen Selbstfindungsprozesses als kulturelle Minderheit war die Erforschung der Gebärdensprache, die in den USA in den sechziger Jahren einsetzte und seit einigen Jahren auch am Basler Forschungszentrum für Gebärdensprache der Psycholinguistin Penny Boyes Braem läuft.

Dabei sind sich die Gehörlosen bewusst geworden, dass die Gebärdensprache, die sie selbst immer als primitiven Notbehelf und Stigma abgetan hatten, eine äusserst funktionsfähige, komplette Sprache ist, mit Grammatik und allem, was dazugehört. Ihr einziger Mangel lag darin, dass sie vernachlässigt war. Durch den eingeschränkten Gebrauch hatte der Zeichenkorpus nicht mit den Informations- und Kommunikationsbedürfnissen einer modernen Gesellschaft Schritt gehalten. Denn eine Sprache wird umso reicher und differenzierter, als sie in den verschiedensten Lebensbereichen benützt wird. Daher fordert der SGB Doppelsprachigkeit in der Gehörlosenerziehung, wie sie in Genf seit Jahren praktiziert und in Zürich nun auch sachte eingeführt wird. Erstsprache ist die Gebärdensprache. Sie gibt dem Kinde eine Basis des Sprachverständnisses, auf dem es die Lautsprache aufbauen kann. Darunter leidet vielleicht die Artikulation, doch das Wissen und das sprachliche Niveau dürften gewinnen.

«Wohlsein in der Sprache hat auch damit zu tun, dass man das Ausgedrückte auch selbst wahrnehmen kann», sagt SGB-Präsident Felix Urech. In Gebärdensprache kann er das, in Lautsprache nicht: «Sie ist das Opfer, das wir bringen, damit ein Austausch mit den Hörenden möglich ist. Aber eine eigene Sprachgrundlage, Gefühle und ein Seelenleben können wir damit nicht entwickeln.»

Und das leistet eben auch ein Cochlear-Implantat nicht. Daher die Opposition der Gehörlosen: Sie sehen es als weiteres Instrument zur Erhöhung des Anpassungsdrucks. Dagegen wehren sie sich, solange die hörende Mehrheit ihre Forderungen nach Anerkennung als kulturelle Minderheit hartnäckig überhört. Und es stösst ihnen sauer auf, dass für dieses Gerät die Mittel so reichlich fliessen, während ihre oftmals viel bescheideneren Wünsche auf taube Ohren stossen.

Leserbrief
zu diesem Artikel

Tages-Anzeiger vom 14. Juli (ungekürzte Fassung)

Es ist verdienstvoll, wenn der TA in seiner Wissenschaftsrubrik der aktuellen Auseinandersetzung zwischen den Gehörlosen und den medizinisch-technischen Errungenschaften zur Behebung der Hörbehinderung durch das CI eine ganze Seite widmet. Aus der Sicht einer um objektive (sachliche, tatsächliche) Informationsvermittlung bemühten Kontaktstelle möchte ich jedoch auf einige journalistische Ungereimtheiten hinweisen: Es trifft nicht zu, dass alle Eltern hörbehinderter Kinder von dieser neuen therapeutischen Perspektive (Aussicht) «begeistert» sind. Nicht Begeisterung, sondern eine realistische Sicht der Rehabilitationsmöglichkeiten eines gehörlosen Kindes erwarten CI-Kliniken von den Eltern. Dazu gehört auch, dass sich die Eltern ein Bild von den Perspektiven machen, welche die früher oder später beginnende Vertrautheit des Kin-

Fortsetzung Seite 10